

Denken in Möglichkeiten

Weshalb die Geisteswissen- schaften so gefragt sind

Markus Zürcher

Es wird wieder einmal eifrig über die Geisteswissenschaften diskutiert. Was macht diese Wissenschaftsdisziplinen eigentlich aus? Es geht immer um die Fähigkeit zu reflektieren und zu verstehen, zu bewahren und zu erinnern. Daraus ergibt sich ein *Denken in Möglichkeiten*, das heute gefragt ist denn je.

Im Frühjahr lancierte die Neue Zürcher Zeitung einmal mehr ein «Bashing» der Geisteswissenschaften. Sie tat dies in einem Interview mit der Wirtschaftshistorikerin Andrea Franc, die behauptete, dass die Studierenden der Geisteswissenschaften faul seien und alle anderen fleissig und produktiv. Auf Basis einer mit statistisch kruden Methoden erstellten Kosten-Nutzen-Rechnung reduzierte sie das Mass, in dem Absolventinnen und Absolventen geisteswissenschaftlicher Fächer ihr Potenzial ausschöpfen auf die Zahl der Stellenprozente, die sie arbeiten, und suggerierte, dass wer nach einem Studium Teilzeit arbeitet, letztlich auf Kosten der Allgemeinheit lebt. Damit frönt sie nicht nur einem kühlen, ja brutalen Menschenbild, das alles, was nicht in einem engen ökonomischen Sinne effizient ist, abstrafen will, wie der Luzerner Philosophieprofessor Martin Hartmann in einer Replik¹ festhielt, sondern verkennt ganz grundsätzlich die Bedeutung von geisteswissenschaftlicher Bildung für die komplexen Herausforderungen unserer Zeit.

Utopischer Überschuss aus dem Speicher

Das Leben ist dynamisch, vielfältig und komplex und lässt sich nicht mit einer Disziplin allein erfassen. So erschöpfen sich denn die Wirtschaftswissenschaften auch nicht in eindimensionalen und simplifizierenden Modellen, insbesondere, wenn sie mit den Geisteswissenschaften zusammenarbeiten. Zweifellos sind Zweckrationalität und Utilitarismus wichtig. Daneben sind aber auch Emotionen, Werte, Normen, Ideale und Weltbilder entscheidend. Sie bewegen die Gesellschaft, die Wirtschaft und die Politik, insbesondere in einer gesättigten Gesellschaft wie der unseren, deren Grundbedarf weitgehend abgedeckt ist. Die Wirtschaftswissenschaft gegen die Geisteswissenschaft auszuspielen, ist ganz einfach absurd. Für sich allein münden beide Denkansätze in ein Dilemma, die Wirtschaftswissenschaften in das «utilitaristische», die Geisteswissenschaften in das «idealistische» (Talcott Parsons).²

Zutiefst mit der Welt verstrickt, haben sich die Geisteswissenschaften im Humanismus ausgebildet und weltweit verbreitet. Sie legten das Fundament für die modernen Wissenschaften sowie für demokratisch verfasste Gesellschaftsordnungen. Es sind die Fähigkeiten zu argumentieren, zu verstehen, zu beurteilen, zu bewahren, zu erinnern, zu reflektieren und zu interpretieren, welche die Geisteswissenschaften ausmachen.

1 Gastkommentar von Martin Hartmann in der Neuen Zürcher Zeitung vom 1. Juni 2022.

2 Vgl. Parsons (1949): S. 43–86; Münch (1988): S. 233–239; Habermas (1981): S. 304ff.

Bewahren und Erinnern stehen nicht mehr im Dienst der Tradition, sondern werden als Wissensspeicher genutzt und zukunftsorientiert reflektiert, aktualisiert und neu gedeutet. Auf diesen Grundlagen ergeben sich das Denken in Möglichkeiten, das utopische Denken, Imaginationen, Vorstellungen und damit ein gestaltendes Zukunftsbewusstsein, in dem man sich gesellschaftlich auf «ein Set an geteilten Vorstellungen und Bildern»³ einigt. Es ist nicht zuletzt dieser utopische Überschuss, der den Fortschritt vorantreibt. Ob bis heute realisiert oder nicht, die Idee war schon lange vorhanden, sei es beim Fliegen, beim Unterseeboot, beim Computer, bei der Unsterblichkeit und bei vielem mehr.



In seiner philologischen Auseinandersetzung mit Thomas von Aquin wurde der italienische Jesuitenpater Roberto Busa (1913–2011) zum Technikpionier und Digital Humanist *avant la lettre*. Um eine Konkordanz der Werke Aquins zu erstellen, entwickelte er zusammen mit der Firma IBM Lochkartenmaschinen, mit denen sich Wörter indizieren liessen. Das Bild zeigt Roberto Busa im Jahr 1956 mit einem IBM 705.

Verkürztes Verständnis von Innovation

Lange Zeit wurde der Begriff von Fortschritt und Innovation auf Technik und damit auf die materielle Kultur reduziert. Der Soziologe William Fielding Ogburn, der sich bereits in den 1920er-Jahren auch mit *sozialen* Innovationen befasste, postulierte mit seiner einflussreichen Theorie einer «kulturellen Phasenverschiebung» die Dominanz der materiell-technischen Kultur: Mittels akribischer Auflistungen von Innovationen stellte er fest, dass sich das technisch-materielle Wissen rascher entwickelt als das kulturell-soziale Wissen. Lebensformen, Überzeugungen, Sitten und Bräuche, so Ogburn, zeichnen sich durch eine hohe Beharrlichkeit aus, so dass sich Spannungen zwischen den verschiedenen Lebensbereichen ergeben, namentlich durch einen raschen technischen Fortschritt und sich nur langsam an die neuen Möglichkeiten anpassende Lebensformen.

Vor diesem Hintergrund ist es keine Überraschung, dass die Beiträge der Geistes- und Sozialwissenschaften zu gesellschaftlichem Fortschritt lange übersehen wurden. Insbesondere den klassischen Geisteswissenschaften wurde eine «*philosophia perennis*» zugeschrieben, die Auseinandersetzung mit Fragen der Gerechtigkeit, des Zulässigen, des Schönen. Ogburns Verdienst war es indes zu erkennen, dass sozialen Innovationen andere Treiber zugrunde liegen als technologischen Innovationen. Als Treiber identifizierte er gesellschaftliche Probleme und Spannungen, die sich aus dem sozialen Wandel ergeben.

Résumé

Une fois de plus, les sciences humaines font l'objet d'un débat animé. Qu'est-ce qui caractérise réellement ces disciplines scientifiques ? Il s'agit toujours de la capacité à réfléchir et à comprendre, à préserver et à se souvenir. Il en résulte une pensée en termes de possibilités, qui est aujourd'hui plus demandée que jamais.

La vie est dynamique, variée et complexe et ne se laisse pas appréhender par une seule perspective. Il est donc inutile de vouloir opposer les disciplines scientifiques les unes aux autres, comme les sciences économiques aux sciences humaines, ainsi qu'on le fait régulièrement.

Plusieurs mégatendances liées entre elles ont récemment conduit à ce que l'expertise des sciences humaines soit fortement sollicitée. Qu'il s'agisse de développement durable ou de société postindustrielle, la question fondamentale est toujours la suivante : comment voulons-nous vivre, en tant qu'individus et en tant que société ? Cette question touche à des notions profondément humanistes qui, si nous parvenons à les associer aux sciences économiques, pourraient conduire à ce que l'on appelait dans la Grèce antique l'« oikos » : une symbiose de l'économie et de l'ordre socioculturel sous un même toit.

3 Vgl. den Beitrag von Jörg Metelmann in diesem Heft auf S. 52.

5

Trends steigern die Nachfrage

In der jüngeren Vergangenheit führten fünf Trends dazu, dass geisteswissenschaftliche Forschung derzeit so gefragt ist:

1. Individualisierung und Pluralisierung

Individualisierte und pluralisierte Lebensformen sowie sich global verschränkende Kulturformen erfordern einen erhöhten Verständigungsbedarf. Will man die soziale und politische Kohäsion aufrechterhalten, können Lebensweisen und Kulturformen nicht einfach so verordnet werden. Werte und Normen sind nicht einfach gegeben und durch die Tradition legitimiert, sondern müssen laufend reflektiert und begründet werden.

Der soziale Kitt einer dynamischen, pluralen und offenen Gesellschaft wird laufend im Dialog und in der Auseinandersetzung produziert. Dafür braucht es Techniken, Ideen, Vorstellungen, Texte, Bilder und Töne aus dem Speicher des kulturellen Gedächtnisses, die laufend aktualisiert, neu gewichtet, revidiert und ergänzt werden müssen.

2. Polarisierung

Wir leben in einer Zeit, die gut ist im Festlegen und Kodifizieren, nicht aber im Imaginieren.

Der Islamwissenschaftler Thomas Bauer sprach in einem 2018 publizierten Essay von einer «Vereindeutigung der Welt». Die Toleranz gegenüber Vieldeutigkeiten in der Gesellschaft nehme ab, obschon jede Demokratie auf ein hohes Mass an Ambiguitätstoleranz angewiesen sei und auch politische Entscheide kaum je alternativlos seien. Darob kann leicht vergessen gehen, dass der Mensch im Grunde genommen ein mit Fantasie ausgestattetes Möglichkeitswesen ist und in der Lage, die Komplexität des Anderen zu erkennen, ja uns gar als Andere zu *imaginieren*. Die Geisteswissenschaften rufen dies in Erinnerung und schärfen den Blick nicht nur für Kategorisierungen, sondern auch für Potenziale zur Verbindung.

3. Entmaterialisierung von Produktion und Konsumption

Die Entmaterialisierung in Produktion und Konsumption schreitet voran, schwach materiell gebundene Angebote nehmen zu: Eine Sharing Economy, die auf das Teilen von Gütern setzt, etabliert sich; die Zahl von Menschen, die beispielsweise als Coach andere Menschen ausbilden und betreuen, nimmt genauso zu wie die Zahl von Menschen, die professionell mit Informationen arbeiten, diese bewerten, verknüpfen und interpretieren.

Erfolgreich auf den Verbrauchsgütermärkten ist nicht mehr die Unique Selling Proposition, sondern die Emotional Selling Proposition, die für den kleinen, aber entscheidenden Unterschied sorgt: Verkauft und konsumiert werden Geschichten, Sehnsüchte, Werthaltungen, Zugehörigkeiten und Anerkennung: «It's all about humanities!»

4. Nachhaltige Entwicklung

Wissenschaft, Wirtschaft, Politik und Verwaltung sind sich mehrheitlich einig: Ihr Weg muss zu einer nachhaltigen Entwicklung führen. Die zentrale Raison d'Être der Ökonomie, die Knappheit von Gütern, ist obsolet geworden: Knappheit ist heute nicht mehr Folge von mangelnder Produktivität, sondern die Folge einer ungleichen Verteilung.

Die Herausforderung ist heute, die Verschwendung von knappen natürlichen Ressourcen zu reduzieren und die ungleiche Verteilung der Produkte zu überwinden. Lösungsansätze sind umwelt- und sozialverträgliche Wirtschaftsmodelle, die Entkoppelung des Ressourcenverbrauchs vom gesellschaftlichen Fortschritt und Alternativen zum Brutto-sozialprodukt. Die Geisteswissenschaften können – Hand in Hand mit den Wirtschaftswissenschaften – Lebensstile aufzeigen, mit denen sich unser Konsum und unser Wirtschaften ändern lässt. Als neue Leitparadigmen diskutiert werden die Lebensqualität, das Wohlbefinden, die Resilienz oder mehr Investitionen ins Human- und weniger ins Kapitalvermögen.

5. Übergang zur postindustriellen Gesellschaft

In der laufenden Debatte über den gesellschaftlichen Nutzen von Historikerinnen, Psychologen oder Geschlechterforschern wird moniert, dass Absolventinnen und Absolventen der Geisteswissenschaften es bevorzugen, Teilzeit zu arbeiten. Sie sind nicht allein. Führende Firmen peilen die Viertagewoche an. Um zu verstehen, wie sich das Arbeits- und das Zusammenleben verändert, gilt es, den Blick zu weiten und neben der Wirtschaft auch den Haushalt und die nicht zweckorientierte Musse zu berücksichtigen. Mit Kindern oder ohne, verheiratet oder nicht: Die Lasten der Lohn- und der Sorgearbeit zwischen Männern und Frauen gleichen sich zwar immer mehr an, sind aber noch längst nicht gleich verteilt.

Die Frage ist: Wie wollen wir leben?

Lebenslang lernen, mobil bleiben, von einem Projekt zum nächsten wechseln: Hohe Flexibilität wird zur Regel. Längere Phasen von Erwerbsarbeit, von nicht bezahlter Arbeit, von Auszeit und Sozialzeit wechseln sich ab. Mit längeren Phasen einer *Vita contemplativa* wird Zeitwohlstand gewonnen. Die *Vita activa* hingegen teilt sich in die Arbeits- und die Sozialzeit. Letztere ist in Form der Sorgearbeit für die Reproduktion zwingend: Kinder, unselbständige oder eingeschränkte Erwachsene und gebrechliche Alte können nicht Institutionen überlassen werden, allein schon aus einer ökonomischen Perspektive, da die Kosten zu hoch sind und die Hände fehlen. Eine Ökonomie, welche die Reproduktion ausblendet, führt nicht zu Wohlstand, sondern zu Schuldenbergen.

Die Frage, die sich stellt, ist also: Wie wollen wir leben, als Individuen und als Gesellschaft? Die Frage rührt an tief humanistische Vorstellungen, die, wenn es uns gelingt, sie mit den Wirtschaftswissenschaften zu verbinden, zu etwas führen könnte, was in früheren Zeiten «oikos» genannt wurde: eine Symbiose von Ökonomie und soziokultureller Ordnung unter einem gesellschaftlichen Dach.

Eine frühere, kürzere Version dieses Beitrags erschien am 15. Juli 2022 mit dem Titel «Weshalb die Geisteswissenschaften so attraktiv und erfolgreich sind» als Gastkommentar in der Neuen Zürcher Zeitung.

Literatur

Bauer, Thomas (2018). Die Vereindeutigung der Welt. Über den Verlust an Mehrdeutigkeit und Vielfalt, Dietzgingen.

Cassirer, Ernst (1996, 1944): Versuch über den Menschen. Einführung in eine Philosophie der Kultur, Hamburg.

Habermas, Jürgen (1981): Theorie des kommunikativen Handelns, Bd. 2, Frankfurt a. M.

Münch, Richard (1988): Theorie des Handelns, Frankfurt a. M.

Ogburn, William Fielding (1923): Social Change: With Respect to Culture and Original Nature, New York.

Parsons, Talcott (1949): The Structure of Social Action, New York.

Rawls, John (1971): Eine Theorie der Gerechtigkeit, Frankfurt a. M.

SAGW (2018): Innovation – Anregungen / Impulse aus den Geistes- und Sozialwissenschaften (Swiss Academies Communications 13,1). <https://doi.org/10.5281/zenodo.1168410>

Scheller, Jörg (2021): Identität im Zwielficht. Perspektiven für eine offene Gesellschaft, München.

Zürcher, Markus (2016): Gegenstand, Relevanz und Praxis der Geisteswissenschaften – eine philosophisch-anthropologische Begründung (Swiss Academies Reports 11,5). <https://doi.org/10.5281/zenodo.888968>

DOI

<https://doi.org/10.5281/zenodo.6985277>

Zum Autor

Markus Zürcher ist Soziologe und seit 2002 Generalsekretär der SAGW.

